

SPIEGELBLATT

Nr. 36

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

→ Kapitän Wilsons Werbung. ←

Von W. W. Jacobs.

(Fortsetzung.)

Treffen Sie mich morgen früh auf dem Waterloo-Bahnhof, um zehn Minuten nach acht," sagte Glover, sein Glas leerend und sich erhebend; "wir wollen die Sache wenigstens versuchen."

Er drückte seinem Freunde die Hand und folgte ihm dann die teppichlose Treppe hinab zur Haustür, wo er noch einige Worte zum Preise des frischen Aufstiegs fügte und sich dann entfernte, um ins Geschäft zu gehen und dort seine Arrangements für den morgigen Tag zu treffen.

Er war der erste auf dem Bahnhof und im Zuge am nächsten Morgen, während Herr Tillotson mit der äußersten Plinklichkeit anlangte, die es einem Menschen ermöglicht, den Zug noch zu fassen, ehe er seine volle Geschwindigkeit erreicht hat.

"Ich hatte schon halbwegs die Hoffnung aufgegeben, daß es mir noch gelingen würde," sagte Herr Tillotson zu seiner Selbstbegierde, als er auf die Bank fiel. "Und noch dazu Mancher! Ich hätte es ja nicht besser treffen können, wenn ich schon um sieben Uhr hier gewesen wäre."

Sein Freund kurrte und begann sofort, da sonst niemand in dem Abteil war, den praktischen Teil des Geschäfts zu besprechen.

"Wenn er bloß lesen könnte, dann könnten wir ihm ja einen Brief an Bord schicken," sagte Herr Tillotson, seinen Hut in den Nacken schiebend. "Der Gedanke, daß ein Mann von seinem Alter nicht mal lesen kann!"

"Er ist noch einer von der alten Schule," sagte Glover.

"Das ist ja eine merkwürdige Art von Schule," spazierte Tillotson. "Na gut, wir werden wohl damit rechnen müssen, daß er einen Spaziergang macht."

Sie erreichten Stourwich kurz nach Mittag, und Glover, der vorsichtig nach Wilson ausschauzte, ging langsam mit seinem Freunde zum Kai, wo er es ihm überließ, weiterzugehen und den Schoner zu entdecken, während er hinging und ein Zimmer im ersten Stock des "Meerschweinchens" mietete, eines kleinen Wirtshauses mit Bogenfenstern im Angesicht des Hafens.

"Das ist sie," sagte Herr Tillotson, als er mit seinem Freunde oben zusammengetroffen war und ihn zum Fenster geführt hatte, "das kleine Fahrzeug da. Sehen Sie den alten Burschen, der da mit den anderen zusammen arbeitet?"

Herr Glover, der ein billiges Fernglas auf den Schoner gerichtet hatte, stieß einen Ruf der Überraschung aus.

"Das ist er, sicher," sagte er, das Glas sinken lassen. "Was wollen wir jetzt machen?"

Auf Tillotsons Vorschlag schenkte sie erst zu Mittag, und Glover vertrieb sich am Nachmittag die Zeit mit Manchen, während sein Freund am Kai herumbummelte. Nach dem Abendessen gewann seine Ungeduld die Oberhand über seine Künigkeit, und auch er ging, den Hut ins Gesicht gezogen, zum Kai hinab. Fünfzig Meter von der "Seemöve" fand er einen Pfosten, und er und sein Freund schauten sich dagegen und beobachteten scharf das Deck des Schoners.

"Da gehen drei von ihnen an Land," sagte Tillotson plötzlich. "Sehen Sie?"

Sie beobachteten atemlos, wie die Mannschaft sich langsam entfernte und gingen dann, da die Dämmerung hereinbreckte, etwas näher heran.

"Das da ist Wilson," flüsterte Glover. "Sehen Sie nicht hin!"

"Na, warum sagen Sie mir's denn?" sagte Tillotson sehr logisch.

"Er geht mit einem anderen an Land," fuhr Glover aufgeregt fort — "dem Steuermann wahrscheinlich. Jetzt ist unsere Chance. Bringen Sie ihn weg und ich schenke Ihnen 'was Schönes — bei meiner Seele, das will ich!"

"Was nennen Sie etwas Schönes?" fragte Tillotson, dessen Puls nicht so fieberhaft schlug, wie der seines Freundes.

"Bringen Sie ihn nach London und ich gebe Ihnen eine Fünf-Pfund-Note," sagte Glover. "Gehen Sie los. Ich werde hier warten."

Nachdem Herr Tillotson so die Dinge auf eine geschäftsmäßige Basis gebracht hatte, entfernte er sich und näherte sich langsam, nachlässig seinen spärlichen Schnurrbart drehend, dem Schoner, auf dessen Deck er einen kleinen Jungen sah.

"Ist Kapitän Gething an Bord, alter Herr?" fragte Herr Tillotson mit freundlicher Stimme.

"Nützen in die Kajüte, glaub' ich," sagte Henry, mit seinem Daumen zeigend.

"Ich möcht' ihn gern 'mal sprechen," sagte Herr Tillotson.

"Ich hab' nix dagegen," sagte Henry. Entzückt über seinen Erfolg, stieg Herr Tillotson an Bord und sah sich gemächlich um.

"Er ist ein alter Freund von mir," sagte er vertraulich. "Was rauchen Sie da?"

"Shag," war die Antwort.

"Versuchen Sie mal 'ne Zigarre," sagte Herr Tillotson und zog eine Olle mit drei Stück aus der Tasche. "Sie wird Ihnen jedenfalls gefallen."

Der höchst befriedigte Henry nahm eine und berührte sie mit Kennermiene, nachdem er sie erst vor seinem Ohr hatte knistern lassen, während Herr

Tillotson gemächlichen Schrittes zur Kajüte hinabsiegte.

Ein Theebrett und ein unordentlicher Haufen von Ober- und Untertassen stand auf dem Tische, an dessen einem Ende ein alter Mann saß, dessen gesallete Hände auf dem Tische ruhten.

"Guten Abend," sagte Herr Tillotson, in der Tür halt machend und die Dämmerung mit seinen Augen durchdringend, um sich zu versichern, daß sonst niemand anwesend sei. "Ganz allein?"

"Ganz allein," wiederholte Kapitän Gething und blickte auf, sich wundernd, wer das wohl sein möge.

"Es ist zu dunkel, um Sie genau erkennen zu können," sagte Tillotson mit geheimnisvollem Flüstern, "aber Sie sind Kapitän Gething, nicht?"

"Der bin ich," sagte der Kapitän unruhig.

"Sie wollen nach Northfleet?" flüsterte Herr Tillotson wieder.

"Was meinen Sie damit?" fragte der Kapitän schnell, die Tischkante ergreifend.

"Sind Sie sicher, daß das richtig ist?" fuhr Tillotson fort.

"Was meinen Sie damit?" wiederholte der Kapitän wieder von seinem Sitz. "Sprechen Sie deutlich."

"Ich meine, daß Sie am besten so schnell als möglich ausreisen," flüsterte Tillotson hastig.

"Es ist eine große Belohnung auf Ihre Person ausgesetzt, die Kapitän Wilson verdienten will. Sie können das, was Sie getan haben, nicht so ungemein schaffen, wissen Sie wohl."

Kapitän Gething setzte sich wieder hin und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

"Ich will zurückgehen," sagte er mit gebrochener Stimme. "Wilson sagte mir, er lebe noch, und daß das ganze 'n Irrthum wär'. Wenn er mir belogen hat, um den Preis für meinen alten Hals zu verdienen, so kann er ihn haben."

"Und Ihre Frau und Ihre Tochter?" sagte Tillotson, der aufging, einen starken Widerwillen gegen seine Aufgabe zu bekommen. "Ich las gestern Abend in der Zeitung, daß Wilson Sie gefaßt habe. Er ist jetzt au Land gegangen, um auf der Polizei die nötigen Arrangements zu treffen."

"Er hat heute Morgen einen Brief von meiner Tochter bekommen," sagte der Alte mit matter Stimme.

"Er sagte Ihnen, daß er von ihr wäre," sagte Tillotson. "Nehmen Sie Ihre Sachen und kommen Sie schnell."

Ganz hingerissen von der Rolle, die er spielte, bengte er sich vor und ergriff den Arm des Alten. Kapitän Gething gehorchte dem Griff und erhob sich, um seine arg mitgenommene Mütze vom Nagel

zu nehmen und ihm schweigend nach oben zu folgen.

"Wie gehen eluen trüben," sagte Tillofson zum Jungen. "In zehn Minuten sind wir wieder da."

"Is gut," sagte Henry vergnügt, "ich wollt', ich kann' mit Sie geh'n."

Der andere stieg leise lachend zum Kai hinauf und entfernte sich mit dem schweigenden, alten Mann an seiner Seite. Zuerst ging der Kapitän verblossen gerung mit, aber als er sich weiter und weiter vom Schiffe entfernte, erwachten alle Gefühle des geheizten Wildes in ihm, und er war so begierig zu stechen, wie Tillofson ihn sich nur wünschen konnte.

"Wo gehen wir hin?" fragte er, als sie in Sicht des Bahnhofes kamen. "Ich will nich mit die Bahn fahren."

"London," sagte Tillofson. "Das is der geeignete Platz, wenn man sich verstecken will."

"Ich will nich mit die Bahn fahren," sagte der andere trozig.

"Warum denn nicht?" sagte Tillofson erstaunt.

"Wenn sie wieder an Bord kommen und finden, daß ich nich mehr da bin, werden sie nach London telegraphieren," sagte der Alte. "Ich will nich wie 'ne Matte in 'ne Falle gefangen werden."

"Was wollen Sie denn machen?" fragte Tillofson ganz perplex.

"Ich weiß nicht," sagte der alte Mann. "Du gehn' gern glaub' ich. Es is dunkel und wir könnten leicht zwanzig Meilen machen, ehe daß es Tag wird."

"Ja, wir könnten wohl," sagte Tillofson, der wenig Lust zu einer derartigen mächtlichen Fahrt verspürte; "aber wir werden das nicht machen."

"Lassen Sie mir allein geh'n," sagte der alte Mann.

Tillofson schüttelte den Kopf.

"Sie würden Sie sicher abfassen, wenn Sie so über Land gingen," redete er auf ihn ein. "Verlassen Sie sich darauf, ich weiß, was das beste für Sie ist. Nehmen Sie den Zug."

"Nee, ich will nich," sagte Gething halsstarrig. "Sie sind sehr freundlich zu mich gewesen, mehr als freundlich, indem daß Sie mir gewarnt haben. Lassen Sie mir un allein geh'n."

Tillofson schüttelte den Kopf und schielte vorsichtig in der Richtung auf Glover, der einige Meter hinter ihnen ging.

"Ich wollte, Sie würden mir vertrauen," sagte er ernsthaft. "Sie würden in London sicherer als sonst irgendwo sein."

Kapitän Gething sah nach. "Da liegt 'n Schoner ungefähr 'ne halbe Meile den Fluss hinauf, der bei ein Uhr Morgens segeln will," sagte er langsam. "Ich hab' da ein- oder zweimal an Bord gearbeitet, und der Kapitän nimmt uns vielleicht mit, wenn wir ihm gut bezahlen. Er kennt mir unter 'm Namen Stroud."

"Wenn Sie hier eine Minute oder zwei warten wollen, will ich eben zu'm Bahnhof laufen und meine Tasche holen," sagte Tillofson, der mit seinem Chef zu konferieren wünschte.

"Ich will hier unter dem Torbogen warten," sagte Kapitän Gething.

"Nehmen Sie nun aber nicht weg," sagte Tillofson eindringlich. "Wenn Sie die Bahn nicht benutzen wollen, ist der Schoner am Ende das beste."

Er begab sich zum Bahnhof und kehrte nach einer eiligen Besprechung mit Glover zu dem Torwege zurück. Gething stand noch da mit den Händen in der Tasche, und wartete geduldig.

"Alles in Ordnung," sagte Tillofson vergnügt; "und jetzt auf die Seereise. Sie wissen wohl den Weg zum Schoner."

Sie gingen vorsichtig zurück. Ehe sie zum Hafen kamen, wandte sich Kapitän Gething zur Linken und führte seinen Gefährten durch schwungige Gassen mit kleinen Häuschen und Kramläden. Das war kein Stadtteil, der für gewöhnlich von den Leuten zu einem Abendspaziergang gewählt wurde, und Henry, der sich über ihr Fernbleiben beunruhigt hatte und nun auf die Suche gegangen war und sie an der Ecke entdeckt hatte, folgte ihnen verwundert.

Seine Verwunderung nahm zu, als sie die Häuserreihen verließen und sich in die ländliche, vom Fluss her wehende Luft begaben. Die Straße war dunkel und nebeln, und er folgte ihnen behutsam, indem er sie im Auge behielt, bis sie an einer eingestürzten Kanalbrücke Halt machten und, nach einer leisen Beratsschlagung, an Bord eines dort liegenden kleinen Schoners gingen. Es war niemand an Deck, aber in der Kabine brannte Licht, und nachdem sie eine Minute gezögert, gingen sie nach unten.

Eine Stunde oder zwei vergingen, und der kleine Aufpasser, der sich hinter eluen Haufen Leergut verschont hatte, zitterte vor Kälte. Ohne Kenntnis von den freundschaftlichen Verhandlungen in der Kabine, deren Resultat gewesen war, daß der Kapitän der "Anna" ein paar Kajütspassagiere nahm, die willens waren, sich mit dem an Verpflegung und Bequemlichkeit Gebotenen zu begnügen und gut dafür zu bezahlen, trug er Bedenken, seinen Posten zu verlassen. Wieder verging eine Stunde. Ein paar Matrosen kamen an seinem Versteck vorbei und gingen an Bord und hinauf in das Logis. Von einem Schlag es elf und zwölf Minuten später wurde das Licht in der Kabine ausgelöscht.

Der Junge passte eine weitere Viertelstunde auf und schlich dann, als alles dunkel und still blieb, an Bord. Aus der Kabine ließ sich lautes Schnarchen hören. Eilig kletterte er wieder auf den Kai und lief dann, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, nach der "Seemöve"!

13. Kapitel.

Wilson und der Steuermann kehrten, mit Beute schwer beladen, zum Schiff zurück, waresen diese erst auf Deck und stiegen dann selbst auf langsamere, aber angenehmere Weise hinab.

"Unsere Leute sind ja wohl noch alle an Land," sagte der Steuermann, sich umblickend. "Die werden in 'ne schöne Verfassung sein, wenn's losgeht. Der Junge scheint ja unten beim Käppen zu sein."

"Gehen Sie 'mal 'unter und schicken Sie 'n 'rauf," sagte der Kapitän. "Das is doch immer 'ne besikte Sache, einen Mann 'nen Anzug zu schenken, und ich will da keinen bei 'rumsteh'n hab'n."

"Es is dunkel unten," sagte der Steuermann mit einem Blick auf das Deckfenster. Er ging nach unten und tastete seinen Weg in die Kabine.

"So ganz im Dunkeln?" fragte er vergnügt.

Keine Antwort. Er suchte in der Dunkelheit nach den Streichhölzern, und als er sie gefunden hatte, riß er eins an und blickte sich um. Die Kabine war leer. Er öffnete die Tür zur Kammer und guckte hinein; aber auch die war leer.

"Um Ende macht er 'nen Spaziergang mit dem Jungen," sagte der Kapitän betroffen, als der Steuermann mit dieser Nachricht zurückkam.

Er nahm sein Paket auf und ging nach unten, der Steuermann hinter ihm her, und saß eine Zeitlang still da und rauchte.

"Nein Uhr," sagte der Steuermann endlich bestürzt, als die kleine Uhr diese Stunde schlug. "Der verfligte Bengel wird uns doch wohl keinen Streich spielen? Er is die letzten ein, zwei Tage in vertauselt schlechter Stimmung gewesen."

"Ich seh' nich recht, was für 'n Streich er uns spielen könn'," bemerkte der andere, seine Stirn in Falten ziehend.

"Das sieht ja g'rade aus, als wenn er 'n weggehert hätte," fuhr der Steuermann fort. "Ich will 'mal an Land geh'n und mich da umgucken, ob ich was von die Weiden seh'n kann."

Er nahm seine Mütze von der Schiffstafel und ging. Eine Stunde verstrich und der Kapitän stieg, von Angst gepeinigt, an Deck.

Die Läden waren geschlossen und, abgesehen von den Straßenlaternen, lag die Stadt in Finsternis, und die Straßen waren ruhig, nur daß ab und an ein später Wandler die Stille störte. Zwei Matrosen kamen zum Kai und gingen an Bord des Dampfers am nächsten Liegeplatz. Eine Frau näherte sich langsam, ungewisse Blicke auf die verschiedenen Fahrzeuge werfend und zurückschauend, als ein Matrose an ihr vorüberging. Längsseits

der "Seemöve" blieb sie stehen und blickte in denselben Weise auf Deck. Der Kapitän ging nach der Seite hinüber und strengte seine Augen an, um durch die Dunkelheit zu ihr hinaufzublicken.

"Ist dies die 'Seemöve'?" fragte eine frische Mädchensstimme.

"Aunis!" rief der überraschte Kapitän. "Aunis!" Er lief die Treppe hinauf, sprang auf den Kai und ergriff ihre Hand. Dann zog er sie in die Widerstreben an sich und war im Begriff, seinen Arm um ihre Taille zu legen, als ihm sein Standpunkt einfiel und er sich hastig zurückzog.

"Kommen Sie an Bord," sagte er zärtlich.

Er spreizte seine Beine zwischen Kai und Treppe, streckte ihr linken einer lautlosen Stille ihre Hand entgegen, und half ihr an Deck.

"Wo ist mein Vater?" fragte sie hastig.

Wilson gab keine Antwort.

"Wo ist er?" wiederholte sie.

Wilson schüttelte den Kopf. "Ich weiß nich," sagte er gedrückt, "ich weiß nich. Vor einer Stunde oder zwei war er noch hier. Gestern war er auch hier."

Sie packte atemlos ihren Arm.

"Wo ist er jetzt? Was haben Sie mit ihm gemacht?"

Wilson erzählte ihr alles, was er wußte, und als er damit fertig war, beobachtete er sie bestürzt, wie sich etwas zurückzog und mit ihrem Fuß an Deck tippte.

Ein schlecht zusammengesetzter Chor, der durch Stärke gut zu machen suchte, was ihm an Harmonie fehlte, erklang auf dem Kai und kam allmählich näher, um mit einem Schlussakkord bei der "Seemöve" Halt zu machen. Das Finale wurde vom Koch und Dick mit großer Lungenkraft gesungen, während Sam unter dem Einfluß seiner Getränke wie wild vor ihnen herumtanzte.

"Ruhe da oben!" schrie der Kapitän erbost, als er sah, daß Aunis schauderte.

"Alleins in Ordnung, Käppen," sagte er feierlich. "Ich pass' auf sie auf. Pass' auf, daß Du Deinen Hals nich brichst, Sam!"

Solcherweise beschworen, balanzierte sich Sam an den Rand des Kai und führte scharf auf der Kante einen Extratanz auf, um zu zeigen, daß er noch Herr seiner Füße sei, fiel dann in die Treppe und stieg hinab. Dick folgte ihm und dann der Koch, beide betrunknen und beide unnatürlich ernsthaft.

"Macht, daß Ihr nach unten kommt," seufzte der Kapitän scharf.

"Tawoll, Käppen," sagte Dick verlegen. "Komm mit, Sam, wir — sind hier — überflüssig."

"Alleins wegen Dein verdammtes Tanzen, Sam," sagte der Koch, der immer ein gutes Auge für Schönheit gehabt hatte, vorwurfsvoll.

"Wollt Ihr nun machen, daß Ihr nach unten kommt?" brüllte der wütende Kapitän.

"Es tut mir sehr leid," sagte er zu Aunis, als sie verschwanden; "heute Abend scheint ja nicht alles verkehrt zu gehen."

"Es macht nichts," sagte sie lächelnd. "Gute Nacht."

"Wo wollen Sie hin?" fragte Wilson.

"Ein Hotel suchen," sagte Aunis. "Heute Abend geht kein Zug mehr."

"Nehmen Sie mit der Kabine vorlieb," bat er. "Ich und der Steuermann können voru schlafen."

"Rein, danke," sagte Aunis.

Sie ging zur Neigung und kletterte mit dem Kapitäns Unterstüzung nieder auf den Kai. In einem Augenblick kam der Steuermann herbei und betrachtete sie verwundert.

"Dies is Grünlein Gething," sagte der Kapitän langsam. "Was Neues?"

"Mir," sagte der Steuermann ernst, "sie sind spurlos verschwunden."

"Sind Sie sicher," redete Aunis ihm an, "ob es mein Vater ist?"

Der Steuermann blickte den Kapitän an und schob seine Mütze in den Nacken. "Wir haben keinen Grund, was anderes anzunehmen," sagte er kurz. "Die Sache is für mich 'n Rätsel. Mit dem Zuge kann er nich nach Haus gereist sein, denn er hatte kein Geld."

(Schluß folgt)

Ein Stück Leben.

Von Franz Diederich.

Oft, wenn mein Erinneru in das unverbelude Getriebe meiner Lehrjahre im rauschschwangeren deutschen Industriegebiete gerät, tritt das Bild einer blonden Frau von fünfzehn Jahren vor mich hin.

Mit einem ganz stummen Gesichtsausdruck sieht die Frau mich an.

Es ist eigentlich gar nicht zu sagen, was dieser Ausdruck seelisch bedeutet.

Etwas Fragebares liegt darin, aber es kann auch ein Erwarten sein, aber eins, in dem Geduld und Begehrn gleichzeitig und in gleicher Stärke wirken, jedes bereit, das andere zu erdrücken und kalten Griffs abzutun.

Ich kannte einen Menschen, mit dessen Willenskraft es zu Ende ging. Er überließ sich dem treibenden Strom. Aber da er ein Genießer war, fand er in dem Treibenlassen eine neue, ihm bislang unbekannte Freude. Er wollte sie festhalten, zu sich ziehen. Aber nun mußte er wieder fühlen, daß er zu solchem Wollen nicht mehr stark genug war. Sein Gesicht zeigte auch diese felsame, fast geheimnisvoll wirkende Mischung von Wunsch, Unmöglichkeit, Willensschen, Begierde, die mich das Gesicht jener Frau nicht vergessen läßt.

Sie war eine Arbeiterfrau.

Ich bewegte mich damals viel in den Kreisen von Hüttenarbeitern und fand so Gelegenheit, die blonde, schlanke Frau bisweilen zu sehen. Ich erinnere mich deutlich: sie hatte, wenn sie plötzlich ihre sonst ruhige Haltung unterbrach, so schnelle, eigentlich ungeduldige Bewegungen. Zudem war sie wortkarg. Ich wußte nicht, daß ich je ein längeres oder besonderes Gespräch mit ihr geführt oder gesucht.

Wenn sie Sonntags mit ihrem Mann, einer kräftigen, großen, festen Gestalt mit bartlosem Gesicht und eckig auspringenden Nasen, sich einer der zwanglos sich bildenden Tischrunden in einer Arbeiterwirtschaft zugesellte, saß sie still. Man sah sie eigentlich nicht. Ihr Stuhl stand fast immer aus der Reihe zurückgerückt. Die Unterhaltung wurde von anderen geführt. Ich weiß gar nicht recht, ob oder wie sie davon teilnahm. Man achtete nicht auf sie.

Einen Freunde von mir, einem Weltfahrer, der auf ein paar Stunden mein Gast war und der durchaus westfälische Hüttenarbeiter sehen und sprechen wollte, war sie allerdings aufgefallen. „Merkwürdige Person,“ meinte er. „Hübsch, ganz ohne Frage. Die Hübscheste am Tisch. Offenbare Feinheit hat das Gesicht. Man bringt's nur nicht recht heraus, von welcher Linie es ausgeht. Nur diese Augen! Wohin sieht sie eigentlich? Ich meine: sie hat gar kein Auszenziel, sie sieht mehr in sich hinein . . . Merkwürdig . . .“

„Ach so, die! Die Blüthner, die stille Marie Blüthner. Ja, die ist niemals anders. Nebrigens ihr Mann, das ist ein Kerl. Bäh. Nicht totzukriegen. Aber man muß ihn erst an eine Sache herangebracht haben. Er hat Bähne, wo die hinbeissen, sitzen sie fest.“

„Gewiß, glaub' ich schon. Aber die Frau, die Frau! Wie kommt der Mann an diese Frau oder umgekehrt? Einen Schlüss gibts so oder so nicht . . . haben sie Kinder, die zwei?“

„Weiß ich wirklich nicht.“

„Ist ja auch ganz gleich. Jedenfalls . . .“

Er brach jäh ab und schüttelte den Kopf ziemlich heftig sogar. Er mußte den Hut wieder in geregelte Lage bringen.

So war dieser Mensch. Es lag wie ein Zwang auf ihm, allen Leuten ins Gesicht zu sehen und die Frage zu stellen: Bist du glücklich, oder lebst du? Glückliche, sichere, ruhige Naturen fesselten ihn nicht lange. Aber die Glücklosen — die brachten ihn in Eregung. Er konnte die Fäuste ballen.

Ich habe ihn einmal unter ganz ausgemergelte Arbeiter geführt. In eine Streikversammlung. Der

Streik ging verloren. Er sah diese abgehärmten, wützenden Gesichter, bleicher noch als am Tag im schlechten, halben Lampenlicht. Er hielt sich kaum. Als unerhörte Bedrückung mitgeteilt wurde, stieß er einen Wutschrei aus und schüttelte die geballte Hand zum Polizeistoff hinunter. Ich zog ihn mit Gewalt aus dem Saal. Ich kannte ihn ja; er konnte sich nicht bändigen, wenn's ihn packte.

Jetzt saß es ihm wieder im Hirn: In dieser Ehe stimmt irgend etwas nicht. Da waren zwei an einem Tisch gesessen, von denen wenigstens eins nicht zum Anderen passte.

Ich glaubte übrigens fest, daß er sich geträumt. Zudem retzte mich die Frage nicht. Ich dachte nicht tiefer darüber nach. Die beiden Blüthner hatte ich nie anders als frisch und Sonntags nie eins ohne den Anderen gesehen. Er war der zuverlässigste, ernsthafte Mensch. Aufs Wort durfte man ihm vertrauen. Er ging sauber, selbst im verschossenen Arbeitszeug, wenn er ohne Stragen, wie das läblich, dahinschlitt. Sicher hatte er auch ein sauberes Hemd. Freilich, freilich, das alles allein tut's nicht. Wenigstens nicht in dieser Ehe . . .

Da war ich also selber auf die vertrackte Künste des Über ausgerannt. Ich nahm mir vor, einmal schärfer hinzusehen.

Die Gelegenheit bot sich bald genug. Sie zeigte mir nichts, was mir die Vernunft meines Freundes geben könnte. Im Gegenteil: diese Frau mußte trennen. Blüthner war es sicher. Er hatte keinerlei verliebte Schwächen. Von Männern können wir Männer es leicht wissen. Blüthner schäerte nie. Selbst dann nicht, wenn ihm der sonntägliche Trunk die Stirn rötete. Er war dann Frauen und Mädchen gegenüber eher noch schener als sonst.

Traf sich's einmal am Tisch, daß sich links und rechts von ihm Frauen niedersetzen, so verstimmt er gänzlich. Steif und labesetzigerade rückte er sich auf seinem Stuhl zurecht, wußte die verborgenen Hände nicht zu lassen und faßt kein Wort. In der Regel war das für das ganze Tischvergnügen schlimm. Man sah diese Eigenschaft Blüthners aber, und er selber kannte sie am besten. Still, wortlos klemmte er, wenn er kam, seinen Stuhl neben den Sitz irgend eines Bekannten, und wenn das durchaus nicht ging, pflanzte er sich hinter die Reihe.

Diesmal also ging's lebendig in der sonntäglichen Tischrunde her. Es mochte ein Dutzend Menschen, Männlein und Weiblein, um die große runde Tafel sitzen. Fast lauer Hüttenleute. Auch der Schmiel saß Frau und etlichen halberwachsenen Kindern, diese zu zweit auf einen Stuhl gepackt, faszen am Tisch.

Schmiel war ein halbgroßer, buckliger Mensch mit stillem Lächeln im blassen, länglichen Gesicht, in dem nur die Augen sich leise bewegten. Seine Frau rägte über ihn hinweg. Auf sehr beweglichem Kopfe saß ein großraubiger Hut mit ein paar großen, dreisten, gressroten Blumen. Der Hut saß kühn und das Gesicht blieb kühn. Sie führte die Unterhaltung, laut, herausfordernd, ungeniert. Jedenfalls brachte sie Einheit in die Tischunterhaltung.

Ihre Einfälle waren naiv, auch wenn sie Gezagtes gaben. Aber das verlegte niemanden. Zudem galt diese Frau bei vielen etwas. Sie hatte sich jahrelang ihr Brot als Sängerin in engen Kleidern verdient, bis dann das bisschen Stimme in Dunst und Überarbeitung ganz verdorben war. Man hörte es ihrem Lachen an, was daraus geworden. Dann hatte sie irgendwo Fabrikarbeit genommen, aber für Geduldsproben war sie wohl verdorben. Sie brauchte Freiheit. Zwang war schlimmer als Hunger, aber Hunger bekommt der Freiheit auch nicht. Was tun?

Sie besaß eigentlich gar nichts mehr. Ihr bisschen Schönheit war frühzeitig abgewetzt. Aufgetragenes, künstliches Rot bringt Verlorenes nicht zurück. Von aufgeregter Lachlust, tollen Einfällen und koketter Beweglichkeit läßt sich aber nicht leben, und so kam denn durch irgend eine erste, entschlossen erfaßte Gelegenheit die Heirat mit dem

buckligen Arbeiter Schmiel zu stande. Er war ein guter, ein gütwilliger Mensch. Er liebte seine Frau, und sie gab ihm wirklich eine Häuslichkeit, in der sich anruhen ließ.

Blüthner gab's auch, ein halbes Dutzend schon. Das war zu viel, aber die allzeit lustige Frau brachte es zu Wege, daß es trotzdem ging. Die Blüthner freilich gingen gekleidet, bunt wie die Flicken fielen. Es waren ihrer eben zu viel. Man kannte sie durch das ganze Stadtviertel.

Aber mehr als über ihre bunten Kleider spaßten die Leute über die Verschiedenheit der Gesichter. Das war auch komisch: eins sah anders aus als das andere, und kurz und lang, blau und schlank, ließ nebeneinander her. Schmiel machte sich aus dieser Verschiedenheit nichts, sie fiel ihm wohl überhaupt nicht weiter auf; er liebte seine Frau und seine Kinder. Sie gaben ihm wohl ein Glück, auf das er in jungen Jahren nicht gehofft.

Hente war seine Frau rein toll vor Ausgesessenheit. Sie brachte alles in Halblos. Der former Brink, ein junger, frischer Kerl von zwanzig Jahren, war ein paar Wochen aus der Großstadt irgendwo hergekommen, einer der auf Kleidung hält — hohen, weißen Stragen, englisch geschütteten Anzug, weite Hosen —, er saß ihr gegenüber. Das war einmal einer, der ihren Wig verstand und so recht zu stacheln wußte. Es gab gar keine Grenzen.

Alles lachte.

Wie die Schmiel mit den Augen zu feinem wußtel. Die hatte es los. Der Brink aber auch, der Teufelskerl. Prost, Brink, Kollege! Die Gläser krachten zusammen. Im Handumbrechen wuchs ein Gläserurm empor. Die Schmiel sprang fast auf den Tisch, um ihr Glas auf die Krone zu bringen. Hurra, Schmiel, du sollst leben, deine Frau daneben! Schmiel schossen Glück und Freude aus den Augen. Ja, solch eine siede Frau! Und dann ging die Witzeskerei von neuem los, immer unbekümmerter. Fanny Schmiel lachte und trank sich Glut in die Backen, und Brink sah wohl blos noch sie am Tisch, keine der Frauen und Mädchen sonst.

Aber ich sah gerade diese anderen an. Die eine genoß in vollen Zügen mit, eine andere wurde, je unverhüllter der Witz sich gab, merklich stiller, aber sie sicherte doch herhaft in sich hinein; eine dritte sah schweigend und verlegt mit einer Art ängstlicher Gefangenheit auf ihren kräftig mitlachenden Mann, der das gerade Gegenstück zu dem neben ihm sitzenden Blüthner bildete. Blüthner, der aufangs auch von dem Spatz berührt wurde, saß längst mit zwar nicht unfreundlichen, aber doch merklich leeren Mielen da. Er war wohl nahe daran, sich zu langweilen.

Und seine Gattin? Das war's; fast erschrak ich, als ich jetzt im höchsten Trubel ihr Gesicht suchte. Sie saß in ihrem Stuhl gepreßt, die eine Hand an den Sitzrand getrallt, die andere halb erhoben, in unschöner Haltung, und hielt die Wölfe starr auf die Schmiel gerichtet. Ihre Zügel zitterten ganz unverhohlen aus ihren Augen, die sonst von der Außenwelt nichts wissen zu wollen schienen. Zwischen den zusammengezogenen Brauen standen drohend zwei kurze, scharfe Falten.

Eine ganze Weile saß sie so. Einmal zuckte ihr Mund, als wolle er ein hartes Wort herauszuschütteln; ein spizes, hartes Wort.

Und immer nur sah sie die unbekümmer weiterstolzende Schmiel an. Auf Brink warf sie keinen Blick; verdient hätte der es sicher auch. Aber doch, einmal sah sie auch ihn an, als sie sich plötzlich mit einem Ruck gegen ihren Stuhl erhob, den Tisch verließ und sich in eine andere Ecke zu ein paar ihr bekannten Frauen setzte.

Brink war unter ihrem Blick ein paar Sekunden aus dem Geleise geraten, aber er fand die Spur schnell wieder. Er wippte weiter, aber es war fühlbar: er war nicht mehr so frisch wie zuvor bei der Sache, irgend ein anderer Gedanke störte ihn. Schen sah er ein paarmal mitten im Sprechen zu der Blüthner hinüber.

Die hielt ihr Gesicht auf den Tisch gerichtet, den sie verlassen. Ihr Blick war wieder in sich

zurückgesunken, aber es standte darin deutlich sichtbar.

Brink fing an, etwas dummi d'reinzuschauen. Er trieb das Gespräch mit der Schmied merklich nachlässiger, gab es sogar nach einigen Minuten ganz auf. Die Schmied sah ihm groß an, fing an zu spotteln, wieder in der zweideutigen Art, die man einmal Trumpf geworden war.

Brink packte sein Bierglas und setzte einen derben Schluck hinunter. Neben den Glasrand weg warf er dem Blüthner einen merkwürdig forschenden Blick zu. Der merkte den Blick nicht, er war schon im stillen Gespräch mit seinem Tischnachbar. Der Trubel am Tisch hatte ein jähes Ende gefunden.

Eins schien mir an diesem Abend klar: hatte Blüthners Frau sich nicht in gesundem Gross gegen die häusliche Art der Schmied aufgelehnt? Der Denkzettel, den sie in ihrer stummen Weise erlebt, hatte gesessen, und ich fand, daß ihr Gebaren so gut in Übereinstimmung mit dem Gebaren ihres Gatten gesstanden, daß sich daraus ganz wohl ein neuer und guter Grund für das Bestehen eines guten Zusammenlebens beider Leute ablese ließ. Das um so mehr, wenn man annahm, Marie Blüthners Widerwillen sei gesteigert worden durch die Vermutung, daß es der Schmied gelungen sei, den Brink — nun ja, wer's nicht wußte, glaubte es trotzdem. Namentlich nach diesem Trubel.

Hätte ich gewußt, wo in der Welt mein Freund in jenen Tagen steckte, ich glaube, ich hätte ihm noch in selber Nacht geschrieben, was ich nun entdeckt.

Aber nun, Teufel auch, man soll nicht Menschen aussennen wollen!

Ein halber Monat, wenig mehr, war vergangen, da ging mir eine Neuigkeit zu, die mir zuerst ein schallendes Gelächter abzwang.

„Was? Die Blüthner durchgegangen? Kerl, na . . .“

Ich lachte furchtbar. Das ehrlichste Lachen von der Welt.

„Aber, Unsum, lach' nicht! Die Sache ist ernst.“

„Durchgegangen, Marie Blüthner? Die keuschesten Frau unter der Sonne?“

„Aber wirklich, . . . vor drei Tagen. Blüthner ist hente nachgereist; sie hatte gestern geschrieben, sie komme um zu Hans. Er sei der beste Mensch, ganz gewiß. Aber sie müsse heraus, sie erstickte, sie müsse mit einem anderen leben, und was weiß ich sonst. Ja so, sie habe es gewollt, sie allein, und deshalb sei er mitgegangen.“

„Gr? Ich willstie den Kopf.“

„Na ja, der Brink . . .“

„Bri . . .?“ Mir blieb das Wort im Munde stecken. Ich glaube, ich habe den Unglücksboten ganz feindselig angesehen.

Aber die Nachricht stimmte.

Alles war bestürzt. Man bedauerte Blüthner. Man sah wieder bloß ihn, seine Frau sah man nicht. Wer hatte sie eigentlich gekannt?

Ich jedenfalls nicht. Sonst hätte mir denn doch der Gedanke kommen sollen, daß es damals am Sonntag gar nicht Empörung über die Art der Schmied gewesen, was sie von Stuhl und Tisch trieb.

Teufel auch! Der Schmied war einfach in ihrer wilden Weise gelungen, was die stumme Frau sich selbst gewünscht. Sie verstand's bloß nicht. Oder doch! Denn nun war's heraus. Brink hatte ihr jähes Mittel, ihren Blick verstanden.

Hatte der Blick seine bewegliche Lebenslust nun Hülfe angeschrien?

Noch am Abend des Tages kam Blüthner zurück. Man erfuhr bald genug, er habe seine Frau ins Haus zurückgeführt. Aber kein Nachbar wußte von einem lauten Wort oder gar schlimmerem zu erzählen, das in der Wohnung der beiden Leute geschehen.

Blüthner erschien am nächsten Morgen wie sonst in der Werkstatt. Er war bleich, stummer noch als sonst, die Zähne aufeinanderbeißend, daß die Kiefern noch ediger heranstraten.

Am Abend konnte man in den Blättern lesen, daß da und da in dem und dem Gäßchen ein Arbeiter seine entführte Frau erwischt und den Gut-

schmied braun und blau geschlagen habe. Die Polizei hatte sich ins Mittel gelegt. Der Verprügelte war deutlich genug gekennzeichnet. Jeder wußte nun, wer es war. Zugem war ja auch sein Arbeitsplatz seit dem Tage der Flucht leer.

Man fiel jetzt über ihn her. Namentlich weil man Blüthner das Unglück nicht gönnte.

Dieser Kapp von einem Jungen! Und gleich drei, vier zur selben Zeit. Wo auch der — der Schmied zum Beispiel seine Augen hat! „Ja, Schmied, Du!“

Der arme ahnungslose Mensch zuckte zusammen. Er fuhr herum, als hätte ihm wer ein heißes Eisen in den Rücken gehobt: „Wo . . . ich? Meine . . .“

Aber nun half das nichts mehr. Das Eisen saß wirklich. Hundert Hände drehten es um.

„Läßt das schon!“ fuhr endlich mit scharfer zorniger Bestimmtheit eine Stimme dazwischen. Blüthner stand da, kreidebleich, mit ausgestreckter Hand.

Schmied stand zusammengekauert. Mit zitternden Händen, ganz gedrückt ging er zuher. In seinen Augen lag eine tote Trockenheit. kleinen Menschen wagte er anzusehen. Er schien schlimmer daran als Blüthner.

Der tat mit wortloser Fähigkeit alles, was sich tun ließ, die elende Geschichte unters Gras zu bringen.

Wie er mit seiner Frau zurecht kam, wußte kein Mensch. Er versteckte sich keine Stunde vor der Welt und litt offenbar auch nicht, daß seine Frau sich versteckte. Er ging mit ihr über die Straßen und Plätze und setzte sich mit ihr an die sonntagsgewohnten Wirtshäuschen. Man sah, er gebot es, aber man sah auch, daß er sich freundlich um sie mühete. Sie war, wie sonst. Nur zuckte zuweilen die zarte Geduldslinie, die auch sonst auf dem Gesicht gelegen, läufiger als fröhler auf.

Schmied ließ sich nirgends mehr sehen.

Eines Abends — nach Wochen — trat er, als Blüthner von der Arbeit heimging, aus einem Haustor auf ihn zu. Er wollte ein paar Schritte mit Blüthner gehen, und dem war's nicht schwer, herauszufühlen, daß der gebückte, bucklige Mann fertig war.

Er wußte ihm freilich keinen Trost zu geben. Einmal wollte er sagen: „Schlucks runter! Sei stärker!“ Das Wort saß schon auf der Zunge.

Er sprach's nicht aus, er sah die jämmerliche Gestalt an seiner Seite. Aber als er merkte, daß Schmied nicht mehr heim wollte, rückte er ihm zurecht.

„Denk' wenigstens an Deine Kinder!“

Schmied stöhnte furchtbar auf.

Blüthner brauchte seine ganze Kraft, um ihn heimzuschaffen.

Fanny Schmied schüttelte in naiver Verwunderung den Kopf über diesen Mann.

„Wie der mich hegt!“ Es würgte Blüthner die Kehle. Die Frau hätte er schlagen können, wahrhaftig.

Schmied saß in der Ecke. Buckenden Gesichts sah er den Arbeitsgenossen an.

Die Frau drehte sich in plötzlichem Entschluß nach der Kommode. Ein Schlüssel, schnell aus der Tasche gekramt, schnappte im Schloß. Sie riß in ihrer jähnen Art den Kasten auf, daß es knirschte. Ein Kind fing im Neberraum an zu schreien. Unter Zeug, Wäsche, Strümpfen wühlte die Frau etwas heraus.

„Da sehen Sie!“ Sie reichte den Gegenstand Blüthner hin. „Das habe ich ihm hente Morgen aus dem Arbeitsrock genommen.“ Ein erregter Blick schoß zu Schmied hinüber.

Blüthner fasste zu. Verdamm! Ein Revolver. Geladen. Alle sechs.

„Schmied!“

Der streckte wortlos die Hand ans wie ein Bettelnder.

„Schmied, laß das!“ Blüthner sah auf die Waffe, dann auf den gebrochenen Mann, hin und her, zu mehreren Maleen.

„Und dies Ding da nehm' ich mit, das ist bei mir wohl besser aufgehoben als hier.“

Die Frau nickte eifrig.

„Gute Nacht auch!“

Er rückte zum Abschied dem armen Kerl, der der Kopf auf die Tischplatte gesunken war, herb den Schulter. Der rührte sich nicht und sagte nichts.

Blüthner war erregt, als er heinkam. Er mußte sich Lust schaffen, mußte die Sache los machen von der Seele.

Seine Frau hörte in ihrer stillen, gespannen unbeweglichen Art zu. Sie schüttelte nur den Kopf. Blüthner schob die Waffe in den Koffer.

„Der Schmied ist zu schwach. Er kann sich dagegen an. Endlich kriegt man's unten!“

Er stöhnte sich stärker als je, nun er das Bild des Schwachen vor sich sah. Vom Teller auf, blickte er fest zu Marie hinüber.

Sie wandte ihm eine Welle voll die Augen zu. Es war, als röteten sich ihre Wangen. Dann brachte sie auf ihr Abendbrot und sog tief Atem ein.

Am anderen Morgen war Blüthner in der Frühstückspause eben zu Schmied getreten, ihm ein gutes Wort zu sagen, als er hinausgerufen wurde. Er kam nicht zurück.

Draußen auf der Straße sah ich ihn gehen. Er sah totbläß aus. Kopf und Brust bog er nach zurück, wie einer, der Gewalt braucht, sich aufrecht zu halten. Er ging mit großen Schritten, ohne Frau im Kopftuch, die neben ihm trippelte, blieb kaum an seiner Seite. Sie drückte die blonde Schärze vor den Mund. Meinen Gruß sah und hörte er nicht.

Ein paar Augenblicke nachher wußte ich Bescheid. Marie Blüthner hatte sich vor einer halben Stunde erschossen. Mit Schmieds Revolver.



Vom Dorf zur Stadt.

Von E. Lausenberg.

Su seinen Denkwürdigkeiten über die gallischen Kriege weiß Cäsar noch nichts von einer Geschäftigkeit unserer germanischen Altvorderen. Innerhalb ihrer Gangebiete wechseln sie nach Geschlechtsverbänden jährlich ihre Sitz, wie die Fürsten als die Gauobzonen jeder Hunderschaft den Anteil am gemeinsamen Ackerland zuweisen. Die große Terrifikationslinie, die die Römer in den Tagen des Augustus und Tiberius zwischen Rhein und Donau errichten, bringt die fortwährende Überflutung der Grenzlände durch Scharen vorbrängender Germanen zum Stehen. Der geringere Bewegungsspielraum erzwingt größere Stetigkeit in den Beziehungen zu Grund und Boden. Die blutigen Fehden und Raubzüge machen an den Grenzen einem langwährenden Frieden Platz. 150 Jahre nach Cäsar, zur Zeit des Geschichtsschreibers Tacitus, ist das ständige Zeltlager verschwunden und der stehenden Niederlassung in Haus und Hof, der festen Ansiedlung in Dorf und Gemeinde gewichen.

Der Übergang zur Geschäftigkeit vollzieht sich auf der Grundlage der herrschenden Gentilversammlung gleichfalls nach Blutsverbänden, nach Geschlechtern. Das Gentil- oder Dorfland zerfällt in zwei Teile. Der eine ist nicht in Bewirtschaftung genommen; als Brachland, Forst und Weide, als gemeinsame Park oder Allmende dient er dem Nutzen aller. Den anderen, die eigentliche Ackerfläche, zerlegt man, wie sich aus späteren Zuständen ziemlich mit Sicherheit schließen läßt, je nach der Verschiedenheit des Bodens in parallelogrammatische Stücke, Gewanne, deren jedes man wiederum entsprechend der Zahl der Nutzungsberichtigten in eine Reihe parallelogrammatischer Ackerbreiten, das Gemenge, zerteilt. Auf jeden Haushaltungsvorstand entfällt eine Hupe, je eine und zwar die gleichgelegene Ackerbreite in jedem Gewanne.

Je länger die Geus in ihrem Dorfe sitzt, um so mehr tritt ihr blutsverwandtschaftlicher Charakter zurück, nimmt sie territorialen Charakter an, bis sie zuletzt in der Markgenossenschaft verschwindet. Diese Entwicklung wird wesentlich unterstützt und bedingt

R. Knight: „Unterhaltung am Wege“.

Copyright by Fishel, Adler & Schwartz, New-York.



durch die Herausbildung des Privatgutentums an Grund und Boden. Im Anfang hatte allmählich eine Neuvergabe der Ackerlose stattgefunden. Später, als im Interesse der Bewirtschaftung das Pfungland sich schärfer aus Wald und Weide abhebt, als mit zunehmender Bevölkerung der Boden bei durchaus extensiver Bebauung knapper wird, geschieht dies immer seltener. Schließlich unterbleibt die Neuvergabe ganz: die einzelnen Hufen sind in Privatbesitz übergegangen.

Bei den Germanen des Cäsar finden wir noch jährlichen Wechsel im Saatland. Der Acker des Vorjahres wird verlassen und neues Wildland in Uebau genommen, dessen Umfang sich nach dem Erntebedarf einzstellt. Auch bei Tacitus erscheint die Betriebsform noch durchaus roh und primitiv. Obst-, Garten- und Wiesenbau sind unbekannt, der Körnerbau ist auf den Sommer beschränkt, die Ackerflur noch nicht völlig aus Wald und Weide ausgeschieden. Zumeist ist die Bodenkultur der einzelnen Dörfer bereits auf periodischen Wechsel im Ackerland selber zugeschnitten. Der jährliche Umtreib vollzieht sich nicht mehr zwischen Pfung- und Wildland, sondern zwischen Acker- und Dreeschland. Es herrscht demnach schon eine Art geregelter Feldgraswirtschaft oder Egartewirtschaft vor. Die bloße Einführung von Wintersaaten genügt, um von diesem System, das in den Gebirgsländern teilweise bis in die Gegenwart fortduert, zur Dreifelderwirtschaft zu gelangen. Manches spricht dafür, daß dieser Übergang sich wenigstens zum Teil noch in der germanischen Periode vollzogen hat. jedenfalls liegt er geramme Zeit vor Karl dem Großen, dem man früher die Einführung der Dreifelderwirtschaft zuschrieb.

Eine Bauernwirtschaft aus jenen Tagen wird man sich nicht als Zwergwirtschaft vorstellen dürfen. In der Genossenschaft des Hauses findet sich das Elternpaar mit den Söhnen und deren Frauen und Kindern, mitunter auch Kindeskindern, zusammen. Die Rohprodukte des Bodens werden nicht nur gemeinsam gewonnen, sondern auch im Haushalte verarbeitet. Es handelt sich um jene Form der Haustommunion, die durchweg an der Wiege der Zivilisation aller europäischen Völker gestanden hat, wie sie ähnlich noch M. A. Bogio bei den hettigen Koreanern erwähnt. „In ganz Korea“, so schreibt er, „wird seit unendlichen Zeiten das unumgängliche Notwendige im Bereich des Hauses erzeugt. Die Frau und Tochter spinnen nicht nur Hauf, sondern auch Seide, zu welch letzterem Zweck in vielen Häusern die Seidenraupe gezogen wird. Das Haupt der Familie muß zu allen Verrichtungen greifen und nach Bedarf Maler, Steinmetz oder Fischer sein. Die Gewinnung von Braumwein, Pflanzenfetten oder Farbstoffen, sowie die Erzeugung von Strohmatten, Hüten, Körben, hölzernen Schuhen und Feldgeräten gehört zur Hausarbeit.“ In gleicher Weise wird auch im altdutschen Hause das Korn zu Mehl und Brot, der Flachs zu Garn und Gewebe, wurden Ton und Erz zu Geschirren und Werkzeugen verarbeitet. „Der Bauer war sein eigener Bauemeister und Zimmermann, sein eigener Schreiner und Schmied.“

Die demokratischen Formen der Gentilzeit pflanzten sich in die Dorfversammlung fort. Alle, die auf den Hufen des Dorfes angesessen waren, bildeten eine Genossenschaft, die sich selbst und nach eigenem Recht verwaltete. An die alte Gentilzeit gehabt eine Stelle in den Zusätzen zum salischen Gesetz. Wenn zwischen zwei Dörfern jemand erschlagen aufgefunden wird, so sollen die Dorfgenossen, auf deren Feld der Leichnam liegt, auf dem nächsten Gerichtstag erscheinen und durch Eid erhärten, daß sie nicht die Urheber des Mordes sind, die angeseheneren mit mehr, die geringeren mit 15 Goldeshelfern. Alle haften gemeinsam. Es wird also hier nicht nur vorausgesetzt, daß das Feld, auf dem der Ermordete lag, allen zusammen gehörte, sondern auch, daß alle in Blutsverwandtschaft zueinander stehen, als Gentilgenossen der Nachbargen für vergossenes Blut gemeinsam Sühne schuldig sind. Wird eine Hufe ersledigt, so besitzt die Dorfgemeinde das Heimfallsrecht, gleich-

sfalls eine Erinnerung an die Zeit, da die Gesamtheit noch alleinige Eigentümerin des Bodens war, ein Erbrecht an denselben noch nicht bestand. Ebenso wird bei Verkäufen noch lange die Zustimmung derselben eingeholt. Im übrigen versammeln sich die Dorfgenossen z. B. nach bairischem Recht, wenn Grenzverrichtungen vorzunehmen sind, wenn ein Tier dem Eigentum des anderen Schaden zugefügt hat, wenn jemand einen Totschlag begangen und es das Zeugnis gilt, ob er den begleitenden Unstädten nach vor dem Gesetz strafflos bleiben kann. Nach einer Verordnung des fränkischen Königs Chilperich müssen von den Dorfgenossen zuerst alle Streitigkeiten daraufhin geprüft werden, ob sie sich überhaupt zur Verfolgung an den Gerichten eignen. In demselben Maße natürlich, wie der gentilizische Charakter der Dorfgemeinde schwundet und der territoriale überwiegt, tritt auch das Verwirtschafts- vor dem Nachbarschaftsverhältnis zurück. Um diese Zeit ist es, da sich die Bezeichnungen Büduren (Bauern) und Nachbüruren (Nachbarn) einbürgern.

Ob an den Ackerlösungen der ältesten Zeit auch Könige und Fürsten teilgenommen, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Es ist möglich, daß sie seit alters geschlossene Edelgitter besaßen. Zunächst als Unterlage des Amtes gedacht, müssen diese jedoch in den Familien bald erblich geworden sein. Die westgermanische Bezeichnung etheling — von adal das Geschlecht — weist die gleiche sprachliche Wurzel wie obal, edel, ethel Erbgut auf. Andersseits betont Tacitus von dem Bataverfürsten Civilis, der in dem Aufstand der Jahre 69—71 unserer Zeitrechnung dem römischen Reich angesichts der herrschenden Thronwirren nach dem Aussterben der Julier verhängnisvoll zu werden drohte, er habe weder Acker noch Höfe besessen. Möglich wäre also auch, daß jene Herrengüter, ebenso wie die fränkischen Salgitter, ihren Ursprung der königlichen Gewalt verdanken.

Als Gallland bezeichnete man im westfränkischen Gebiet Höfe, die durch königliche Vergabe zuerteilt waren. Man verstand darunter herrschaftliche Fronhöfe, von denen aus größere und in der Hauptsache zusammenhängende Landkomplexe zu eigen bewirtschaftet wurden. In den deutschen Landesteilen bildeten die Salgitter den Gegensatz zu den nach Hufenrecht angelegten Bauerngütern. Als das Privateigentum innerhalb der Marken sich herausgeschält, gelangten auch Bauernhöfe — sei es durch Veräußerung, sei es durch Übertragung gegen Zins — in die Hand der Grundherren, so daß von nun ab auch in freien Bauerndörfern Herrenhöfe vorkommen. In Gallien war Großgrundbesitz im 7. Jahrhundert schon sehr häufig. Von einem Herzog heißt es in den Taten Dagoberts, er habe 27 Fronhöfe, die einzeln aufgeführt werden, sein eigen genannt. Auf deutschem Boden finden wir um dieselbe Zeit zwar noch „aller Orten die Feldmark eines Dorfes unter zahlreiche Besitzer verteilt, und nur den Klöstern und Kirchen gelang es, durch fortwährende Erwerbungen das Land einer ganzen Dorfschaft zusammenzu bringen“. Schenkungen eines einzelnen an 23 und selbst 27 Orten, Mitgiftsurkunden, die ein bedeutendes Vermögen betreffen, lassen jedoch erkennen, daß Verhältnisse, wie sie in Westfranken in größerem Maßstabe herrschten, auch auf deutschem Boden bereits eingebürgert waren. Nicht lange nach der Gründung besaß das Kloster Fulda schon 15 000 Hufen. Vor allem aber verfügten hier die Könige kraft des Bodenregals nach Belieben über alles von anderen noch nicht in Benutzung genommene Land. Legten sie Wert auf die Abhängigkeit eines Großen, so verschenkten sie an ihn nicht selten ganze Geviertmeilen. „Schon in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts stand das Ergebnis der immer noch andauernden Bewegung fest; nicht bloß in Gallien, auf dem alten Boden des Imperiums, auch im germanischen Osten war ein neuer, gesicherter Großgrundbesitz entstanden.“ (Lamprecht.)

Das Gut des Bauern war ein sich selbst geeignender Wirtschaftsorganismus. In höherem

Maße galt dies vom Fronhof. Hier ward alles erzielt, was der Herrscher und die gutshöfigen Leute brauchten. Alte Rohprodukte finden wir Getreide aller Art, Wolle, Wachs, Honig, Flachs, Fleisch, Milchvieh, Schweine, Hühner, Eier, Holz und anderes. Daneben bestand bereits eine manifigale Tellung der Rohstoffumwandlung und Rohstoffveredlung. Man fertigte Wollen- und Leinenstoff, Socken und Schuhe, Brot und Bier, Tees und Teller, Schüsseln, Becher, Eisen, Stahl, Messer u. s. f. Eine Bestimmung der Kapitulare (Reichsgesetze) Karls des Großen besagt: „In jedem Gute sollen innerhalb des Wohnraumes befinden: Bettstellen, Pfähle, Federbetten, Bettleinen und Tücher für Fleisch und Bänke, Gläser von Lüpfer, Blei, Eisen und Holz, Feuerholzketten, Kesselhaken, Hacken, Barten, Sätze, alle Bohrer und alle vergleichbare Geräte, so daß man es nicht nötig hat, sie wo anders herholen zu lassen ohne zu borgen.“ Dem entspricht es, wenn in einer anderen Bestimmung jedem Amtmann zu besonderen Pflichten gemacht wird, in seinem Sprunge für eine genügende Anzahl guter Handwerker zu sorgen, „als da sind Eisenküntede, Gold- und Silberschmiede, Schnitter, Dreher, Blummetmutter, Schmidmacher, Fischer, Vogelfänger (d. h. Faßler), Seifensieder und Brauer, d. h. Leute, welche Neupfels- und Birnenmost oder irgend ein anderer zum Trinken geeignetes Getränk bereiten können. Bäcker, welche Semmeln für unsere Wirtschaft zu backen verstehen, Metzger, welche Nege zu spinnen im staude sind, sei es zur Jagd, sei es zum Angfang, sei es zum Vogelfang“. Diese Vorschriften gelten zwar zunächst nur für die Königsgüter. Aber die Höfe der Fürsten und Grafen, der Klöster und Bischöfe waren ganz nach deren Muster zugeschnitten und für die der minderen Herren standen sie jedenfalls vorbildlich da.

Auf der anderen Seite weist der Anfang dieser Arbeitsspezialisierung bereits über den einzelnen Fronhof hinaus. Der bedeutsamste Faktor in der Bildung von Großgrundbesitz war zu Beginn die Verleihung kraft königlichen Regals. Seit den Tagen der Carolinger jedoch begannen die Grundherren eine rege Besiedelungstätigkeit zu entfalten. Planmäßig rodeten sie in den ungerührten Wäldern und Forsten, legten Kirchen, Klöster und Dörfer an. Neben vielen Geviertmeilen erstreckten sich oft Hufen und Mottland, und über weite Strecken verzettelten sich Hunderte von Orten, die einer einzigen Herrschaft gehörten. Auch jetzt war die Nutzbarkeit nur in der Einzelwirtschaft möglich. Das Land ward an Unfreie, Hörige und landlose Freie gegen Zins zur Leibe ausgetan. Unmöglich konnte der Fronherr persönlich noch die gesamten Geschäfte verwalten. So richtete er Unterstellen ein, Meierien, die in seiner Vertretung die Fronden abzunehmen, die Naturlieferungen zu kontrollieren und zu verrechnen hatten, eine Gliederung, die wiederum zu weiterer Differenzierung der Arbeit hinleitete. Die Produktionspalzung verknüpfte sich mit den einzelnen Hufen des Guts, „so daß der jedesmalige Besitzer einer Hufe ein bestimmtes Gewerbe ausübte“. Koordinierte Betriebe begannen nebeneinander zu wirken. Indem aber diese differenzierten Tätigkeiten in der straffen Einheitlichkeit der Grundherrschaft organisch zusammengefaßt wurden, paßte die letztere die rechtliche Stellung der Gutsinhaber ihrer gemeinsamen Lage an. Den Unterschieden zwischen dem Unfreien, dem Hörigen und dem landlosen Freien ist die soziale Unterlage entzogen. In Rahmen des Fronhofes verwischen sie sich schließlich der einheitliche Stand der Grundhöfen kommt empor.

Doch auch die Stellung der freigesessenen Bauern blieb nicht die gleiche. Mit der Herausbildung des Grundbesitzes in den Marken entwickelte sich das Erbrecht. Damit war die Möglichkeit gegeben, die angestammte Hufe durch Zuvererbung zu vermehren, aber auch sie zu zerstückeln und zu zersplittern. Einmal vorhanden, nahm der Größenunterschied im Eigentum des freien Bauern rasch und unaufhaltsam zu.

(Fortsetzung folgt.)

→ Der Schirmflicker. ←

Von E. Prezang.

(Schrift)

Der Alte sah ein Wellchen: „Gut, es soll gelten. Aber hat man mir meine Schulde bewiesen? Ist's eine Schulde, wenn ich einen Schlämpf zurückgebe? Ach, Du Narr! Deine Jacke haben sie bestraft, nichts weiter! Verstehen Sie das? Meine Jacke ist ein Verbrechen, weil sie alt ist und gestickt. Ja! So ein Mock ist eine Beleidigung, ohne daß man den Mund aufstut. Und man ist wohl ein alter Sünder, zieht man sich keinen besseren an.“ Der Alte nickte arbeitend vor sich hin. Dann fuhr er fort:

„Vielch gesagt! Der Schneider mag nichts verschaffen. Oder schenkt ihm der Fleischer, der Bäcker, der Schuhmacher? Nein. Also lausen! Ja, brächte die Schirmflickerei Gold! Sie tut's nicht. Ein Filzjäger in Silber ist schon eine Sellehelt. Auch ein Marktstück kommt noch einmal zu Besuch. Der Taler? Es ist eine gute Zeit her, daß ich ihn sah. Aber Gold? Puh!“ Er blies mit comischer Gebärde über den Daumen. „Dahin, dahin!“

„Früher, ja, früher —“ Der Graukopf begann, stockte dann und hämmerte und bog in seltsamer Erregung am Schirm herum, ohne recht zu wissen, wie und weshalb. Die Gedanken waren weit fort von der Arbeit. Immer nachlässiger, regellos er wurde seine Hantierung, bis die Hände wie in großer Müdigkeit versagten und in den Schoß sanken. Der Kopf neigte sich tief vorwärts; unbeweglich saß der Alte, wie aus Stein gemeisselt, dann begann er mit leiser Stimme, in einem Tone, als wäre er jedes Wort:

„Früher war es anders. Ganz anders. Neue Kleider trug ich und hatte Goldstücke im Sack. Sind ausgetauscht. Hierhin, dorthin. Oder haben sich verwandelt.“ Er zog bedächtig ein altes, plunderiges Portemonnaie und zählte die Münzen: „Nickel sind dran geworden. Wann werdet ihr Kupfer sein? Alles verwandelt sich. Fort und fort. Alles. Hente ist's so, morgen so. Ich hab' mich auch verwandelt und bin bloß noch ein Pfennig in der Welt. Scheidemütze.“

Er sauste in diesem Nachdenken vor sich hin. „Einstmal galt ich mehr. Da hinten, ganz hinten.“ Ohne anzusehen streckte er Arm und Beigefügter in eine unbestimmte Richtung. „Säß im hohen Rate der Stadt — hahaha! — und hatte ein Schild an der Tür: Mitglied des Vereins gegen Verarmung und Bettelkri. Hahaha! Mitglied des Vereins gegen ...“ Einen Laden in der Hauptstraße. O! Spiegelscheiben, nobel und fein. Schirme aus Seide, mit Elfenbeinkrüppen. Stöcke mit Elbergriff. Au den Scheiben in Goldbuchstaben: Martin Holthaupt.“

„Martin Holthaupt.“ Der Alte sah wie ein Erwachender mit unsicherem Blick auf: „Können Sie mir vielleicht sagen, bester Herr, wo Martin Holthaupt wohnt?“ Der alte, dumme Martin, der nicht weiß sagen konnte, wenn einer kam und von ihm forderte? O, er war sehr dünn. So dünn, daß er Prügel verdient hat, sagen seine Freunde — Freunde? Ich will nicht mit euch täuschen, ihr Schuft! Ich pfeif' auf euch, schändige Hunde! Ach, wie freut's mich, daß ich von euch bin!“

„Wenn ich nur wüßte, wie es eigentlich gekommen ist! Wie es eigentlich ...!“ Der Alte rieb sich verzweifelt die Stirn: „Holthaupt, sagt mein Hauswirt, Holthaupt, wie ist's mit der Miete?“

„Ach so, die Miete! Nichtig. Ich hab' noch nicht dran gedacht, Herr Meier. Bitte, kommen Sie mir herein. Wir wollen's gleich in Ordnung bringen. — Wie? Es reicht nicht? Es — reicht nicht? Nein! Gedulden Sie sich, Herr Meier. Das Geschäft geht schlecht. Wir müssen abwarten, bis es besser wird. Der Laden ist auch gar so teuer! Viel zu teuer.“

„Ich halte Sie nicht, Herr Holthaupt!“

„Ah sol! Werden Sie nicht gleich böse, Herr Meier. Ich zahle schon.“ . . .

Der Alte brach sein Selbstgespräch ab und sah verstört den Blick auf: „Es ging nicht. Einen Monat. Zwei Monate. Das Geschäft liegt still. Ich such' die Freunde. Nicht zu finden. Stein einziger zu finden. Der Mann mit der blauen Mütze kommt:“

„Es tut mir leid, Herr Holthaupt . . .“

„Warum nehmt Ihr mir alles?“

Der Alte schrie es heraus, reckte sich auf und sank wieder in sich zusammen. „Gines Tages steh' ich auf der Straße. Dort die Weltstelle, der Tisch. Zwei Stühle über dem Münzstein. Von dem Ladenfenster kriegt einer die Goldbuchstaben ab. Martin Holthaupt wird ausgelöscht. Martin Holthaupt ist — nichts mehr! Die sonst den Hut zogen, sehen nach der anderen Seite. O, warum kennt Ihr mich nicht mehr? Warum . . .“

„Die Marie weinte. Das Liedel sah mit großen Augen umher: „Papa, warum weint die Mama?“ Sie verstand's noch nicht.“

Der Alte suchte lange nach seinem Taschentuch und schnaubte dann heftig: „Besler Herr, können Sie mir sagen, wo die Frau Marie Holthaupt wohnt? . . .“ Er scharrete mit der Hammerspitze ein kleines, grabfürmiges Loch in den Sand: „Dort wohnt sie. Hat bald genug gehabt von der Welt. Das kleine Liedel haben sie in ein Waisenhaus gestellt. Armes Liedel, was machst Du? Kennst Du den Vater noch? Nein. Denn wo ist der alte Martin? Unterm Busch wohnt er. Unterm Busch im Straßen Graben.“

Ein paar dicke Tropfen rollten über die braunen, faltigen Wangen, flossen und sogen sich in den Sand. — — —

* * *

Über den Straßendamm kam im Laufschritt ein junges Bauerinweib: „He, he! Wo bleibt mein Scherm? Das dauert ja eine Ewigkeit!“

Der Schirmflicker erhob sich langsam und prüfte noch einmal seine Arbeit: „Da ist er, Bauerin. Wieder staatsch und respeltabel.“

„Was kost's denn, he?“ Sie stützte die Hände wie kämpfbereit in die Hüften.

Holthaupt wiegte den Kopf bedächtig hin und her, kratzte sich hinterm Ohr und fragte schen: „Was wollen Sie geben, junge Frau?“

„Nu, sagen Sie mir! Willig sollt's sein!“

„Sechzig Pfennige?“

„Was?! Sechzig Pfennige für einen alten, plundrigen Scherm? Davor ha'ch ja bald einen neuen!“

Martin stand rat- und hilflos: „Es war viel Arbeit, junge Frau. Sehr viel Arbeit.“

„Jo, jo, das kennt man, Ihr Bagage! Ausziehn' möchtet Ihr einen für eine lumpige Flickerei! Ne, so lose sitzen die Groschens nicht bei unserem. Verzig Pfennige wer'ch geben. Da!“ Sie wartete keine Antwort ab, zählte und huschte mit fliegenden Nöcken über die Straße.

Der Alte ließ die Nickel seufzend ins Portemonnaie gleiten: „Werden's eurem hin, als ob man ein Hund wär'. Haben Sie's gehört, Bagage sagte sie.“

Er nickte der Davoutileuden mit bösem Blick nach und ballte plötzlich die Faust: „Wer ist Bagage? Warum fragst Du mich nicht erst, ob ich mit vierzig einverstanden bin? Dürfst Ihr mich behandeln wie einen Hund?“ Und rüchiger nach einer Weile: „Es ist nicht wegen der zwei Groschen, nur die Art. Als ob ich nicht mitzähle. Als ob sie mich nicht zu fragen brauchten. Muß ich denn zufrieden sein? Ja? Muß ich?“ Und in sich aufwallender Wut schrie er hinüber: „Sitzt Du nicht selber in der Flickerei? Hast Du mehr zu beißen als ich? Ach, Ihr elendes Corps! Steckt doch die Nase nicht so

hoch in die Luft! Warum achtest Ihr mich nicht? Bin ich schlechter als Ihr?“ Dazu lachte er wieder sein ironisches Lachen: „Bezahlst wohl noch Steuern, wie? Deshalb seid Ihr was.“

Er möchte eine Gebärde des Widerwillens, als schübe er die ganze Torheit der Menschen von sich. Dann ordnete er unter halblautem Murmeln sein Handwerkzeug an: „Gut, daß ich nicht hierzubleiben brauche, daß ich nicht immer im selben Ort hausen muß. Besiedigt mich doch, ich lehre Euch den Alten. Was schert mich Euer Geplapper, Ihr Dummköpfe. Ein Frosch hat mehr Verstand, als Ihr. Am Ende mißt Ihr doch bullden, daß wir auf denselben Friedhof liegen; Ihr in den Melken, ich in der Ecke. Blumen und Kränze machen's nicht. Und unten faulen alle: Missionär, Bauermann und Schirmflicker — es gibt eine Rache.“

Martin stülpte sich den durchlöcherten Strohhut auf das strähnige, graue Haar: „Viele wollen's nicht wahr haben, daß wir alle aus einem Teig gebakken sind. Ich wißt's früher auch nicht, hatte nicht darüber nachgedacht, bis die Verwandlung kam und der Thaler ein Pfennig wurde. Da merkt' ich: nach Dir bildet sich niemand, und war doch derselbe wie vorher — trotzdem.“

Der Schirmflicker hing sich den Handwerkstaschen über die Achsel und nahm sein Schirmblindel unter den Arm:

„Wenn der Pfennig nötter den Tisch fällt, wird niemand die Lampe nehmen und suchen. Es kann bald sein, daß sie den Nasenquetscher über mir zumachen und mich noch im Tode schimpfen, weil ich einer fremden Gemeinde Kosten verursache: „Hin ist der Lump! Mußt er g'rad' in unsrer Gemeinde sterben?“

Der Alte sah in die Weite: „Im Sommer geht's mit dem Nachtquartier. Baum und Busch murren nicht, wenn ich sie als Bettwand nehme. Im Winter tut's weh, hat man kein Dach. Es kann schon einmal so kommen . . .“

„Sonst dacht' ich zuweilen: das Liedel! Ja, mein Kind lebt ja noch. Vielleicht ist dort noch einmal eine Heimstatt. Ich glaub's nicht mehr. Die Zeit geht langsam. Ist das Liedel groß geworden, hat mich das Wetter wohl ganz zerwirkt. Das Wetter und - hier.“ Er deutete auf die Stirn. „Da oben zehrt's. Der Verdrüß läßt nicht los. Und jeder Tag schlägt mich von neuem. Dein Liedel wird's ähnlich gehen. Wird ein armes Leben haben, dienen müssen und eben gelitten sein auf der Welt. Will's ihr dann nicht schwerer machen. Will sie lieber nicht suchen, so schwer es mir kommt. Denn es ist nicht leicht, die einzige Seele meiden, die noch Dein ist. Nicht leicht, Fremd! Und hast Dich zwanzig Jahre mitgetrieben als ein Einsamer, einmal möchtest' doch die Hand von einem andern fassen, einmal möchtest' doch Dein Glück hinaus, schreien . . .“

Der Alte sah nach Westen. In einem Wolkenpolst stach die Sonne, nur zu Hälfte sichtbar, wie eine feuerrote Scheibe in dunkler Wand. Der Regen hatte aufgehört, aber im Süßen zog es von gelbgeränderten Wolken heran.

„Es wird eine laute Nacht werden. Die da, er wies auf das Dorf, werden zittern um ihre Gehöfte. Ich hab' solche Sorge nicht. Der Blick trifft meinen Handwerkstaschen kann. Und wenn, bleibe ich wohl nicht übrig. — Nur um einen guten Busch ist's mir wieder zu tun. Da strect' ich mich lang und träum' gute Dinge.“

Er nickte lächelnd zum Abschied und ging.

Die Bäume auf der gelben Chaussee warfen lange Schatten um den Alten. An den feinen Härchen der Stornähere hingen blinkende Regentropfen. Eine einsame Wachtel schlug laut im Feld.

Und die fruchtbaren Fluren dampften vom feuchten Atem der Erde. —

Feuilleton.

Kennst du die Tage . . . *

Kennst du die Tage, deren Frieden leicht
Und deren tiefe Stille keine Last,
An denen dich kein Heimweh überschleicht
Und die du doch so schnell vergessen hast? —
Die Tage sind es, fern den Feiertagen,
Wenn zum zeitlosen Fest das Herz sich rüstet,
Die dich mit unsichtbarer Strömung tragen,
Dass es dich wie in manchem Buch gelüstet,
Die Seite einmal noch zurückzuschlagen —
Dann, ohne daß des Buches Blätter schließen,
Aufsteh'n und fortgehn, lächeln und genießen. —

Wilhelm v. Scholz.

Unterhaltung am Wege. Eine Hügelfette läuft den Fluß entlang. Über dem Wasser, den Hängen und Höhen ein sonniger Spätsommertag. Jeder Baum, jedes Haus steht scharf umrisSEN in der klaren, stillen Luft.

Mitten durch die Ortschaft geht der Weg; Blumen, Stauden und Halme wuchern an seinen Märdern. Eine aufgemalte Reisewehr führt ihn nach dem Wasser zu. Oben auf der umbuschten Höhe: die Kirche, ein paar Häuser. Unten am Flussufer: schwarze Dächer und graue oder gelbe Giebel, kleine, grüne Haushärtchen.

Reicht eine junge den Weg hinauf. In jeder Hand einen bauhingen Krug. Die Schürze über den kurzen Mäden ist hochgebunden. Die halblangen Hemdsärmel lassen ein paar kräftige, gebräunte Arme frei. Die Füße stecken in Holzsäcken. Eine Kameradin kommt ihr entgegen. Sie schickt eine Karte. Sie weiß eine Rennigkeit. Wird also eine kleine Rast gemacht. Die Krugträgerin hat ihre Gefäße vor sich auf die Erde gestellt; die linke Hand ist auf die Hüfte gestützt. Die andere hat ihren Karren dicht an die Mauer geschoben und sich auf den Karrenboden gesetzt. Die Beine sind übereinander geschlagen, und die gefalteten Hände umspannen das Knie.

So plaudert's sich gemütlich, und ehe man sich's versieht, ist aus dem "Augenblick" ein kleines Stündchen geworden. —

Kameraden. „Na, Mußt, mi spi' mal 'n lustigen auf," schrie der Fahnenträger, als sich der schwarze Zug des Kriegervereins von neuem formiert hatte und eben den Kirchhof verließ. „Von der Hammerei haben wir jetzt genug!“

Der dicke Präses, mit einigen Orden auf und einer Schärpe über der Brust, musterte noch einmal mit Feldherrenmiene die Kompanie. „Richtung halten, Müller!“ Der Säbel fuchtelte in der Lust herum, wandte sich dann mit einem plötzlichen Stoß in die Höhe, ein Ritter zum Kapellmeister: „Los!“ und die Musit setzte in heiterem Marschtempo ein.

„Ja,“ der schwiegende Küfermeister Bressel, im Nebenamt Kasenwart des Vereins, nahm den Zylinder ab, wischte ihn lopfgeschüttend aus und stülpte ihn sich wieder auf das kahle Haupt, „ja, nu is er hin. Wenn man so denkt: vor'n paar Tage noch frisch und munter — oder wenn auch nich munter, sterbenkrank war er doch eigentlich nich. . . .“

„Hin is hin,“ sagte ein Nachbar und zuckte die Achseln.

„Schad' um ihn; es war 'n guter Kamerad.“ Der Küfer nickte traurig und wandte sich zu dem neben ihm marschierenden Schriftführer, Kaufmann Heinrich: „Ich mocht 'n immer gut leiden.“

„Seele von Mensch!“ bestätigte der Ungeriedete. „Einfach 'ne Seele! Ein biederer Charakter, wie es wenige gibt. Ich laß' nichts auf ihn kommen.“

„Soll ja wahr sein,“ murmelte Karsten, der Barbier. „Wer einem Toten was Schlechtes nach sagt, is 'n Schuft in meinen Augen überhaupt.“ Dabei erhöhte sich die Stimme des Sprechenden.

„Bor acht Tagen hat er noch 'ne Lage zum besten gegeben,“ erinnerte wehmütig der Küfer, „als wir ihn besuchten. Kinder, hat er gesagt, tut bloß nich so, als ob ich schon tot wär'. Ich sterb' noch lange nicht! Prost! Ja, Prost hat er gesagt, so wahrhaftig wie . . .“

„Freiwillig war er,“ fiel hastig der lange Schneider ein. „Aber . . .“

„Wenn er was hatte,“ sagte Karsten vorsichtig. „Wenn er nichts hatte, pumpte er alle Welt an. Das heißt: ich will nichts gesagt haben. Einem Toten

Aus: „Der Spiegel“, Gedichte von Wilhelm v. Scholz. Leipzig. Hermann Seemann Nachf. Preis M. 2,50.

soll man nichts Schlechtes nachreden. Laßt 'n doch schlafen und wärmt mich das olle Zeug auf!“

„Wer wärmt denn auf?“ fragte gereizt der Schneider. „Kein Mensch sagt 'n Ton. Wir haben ihn alle geachtet und achten ihn noch. Aber was wahr ist, bleibt wahr. Dass er bei mir noch in der Streide steht, davon red' ich nich. Aber ehrlich is es nich, sich drei Wochen vor'm Tod 'n neuen Anzug machen lassen, knapp die Hälfte zu zahlen und dann in die himmlische Seligkeit zu verdusen! Ich pfeif' ihm nach.“

„Schneider!“ mahnte Kaufmann Heinrich mit tadelnder Miene. „Er kommt's doch nicht wissen.“

„Papperlapapp!“ Der Lange wurde giftig. „Das sollt' man nich spüren, drei Wochen vorher?“

„Ich hab' noch Dienstag rasieren müssen und Haarschleiden,“ teilte Karsten mit. „Am Mittwoch lag er da. Bin vierzehn Tage von und um in sein Haus gelaufen, ohne einen Pfennig zu beschaffen.“

„Und nachher heißt's: biederer Charakter und so was,“ grölte der Schneider. „In den Gottesdienst ist er auch bloß alle Halbjahr 'mal gegangen. Und dann zum Abendmahl, wo's was zu trinken gibt.“

„Jeder Mensch hat seine Mängel.“ Kaufmann Heinrich sprach fast im Tone eines Pastors. „Wir auch. Man muß milde urteilen, Schneider, muß nicht gleich den Stab über einen brechen. 's war doch 'n Kamerad. Wir sind doch alle Kameraden, was? Wenn auch einer mal nicht immer so ist, wie er sein sollte.“

„Na ja. — „Gewiß.“ — „Soll ja sein.“

„Der da,“ Heinrich wies bedeutungsvoll mit dem Daumen über die Schulter nach dem Kirchhof, „der da war'n grundguter und ehrlicher Kerl. Da mag einer sagen, was er will.“ Der Sprecher fuhr sich gerührt mit dem Taschentuch über die trockenen Augen. „Ich hab' 'n bekannt!“

„Es war ja Dein Kunde über zehn Jahr,“ sagte ohne Vorholt der Küfer. „Da mußt Du ihn ja kennen.“

„Ganz recht. Und immer vor bezahlt, kann ich Euch sagen. Immer! Bis auf die letzten Wochen natürlich.“

„Also bei Dir sieht er auch d'rin?“, jaulte der Schneider.

„Hm.“ Heinrich zuckte viessagend die Achseln. „Etwas tief. Medizinalwein und Kognak zur Stärkung, ohne das andere — das läuft ins Geld.“

„Alle Welt hat er angezeigt!“ zischte der Barbier.

„So ein Schuldenmacher!“ rief Karsten.

„Still doch!“ Der Küfer hob beschwichtigend die Hand. „Nlegt Euch doch nich auf, um 'nen toten Kameraden. Da sieht Euch Heinrich an! Der sagt kein schlechtes Wort über ihn.“

Heinrich richtete sich auf: „Ja. Schön ist das nicht von Euch. Das Grab ist noch nicht mal zu und Ihr werft schon Steine auf ihn. Lebrigens,“ setzte er hinzu, „hat er doch 'ne alte Tante oder so was, die alles glatt machen wird. Ich hab' mich ihr vorhin schon vorgestellt.“

„Hahaha!“ lachte Karsten.

Und der Schneider: „Wenn Dir man die Zeit nich lang wird, Kaufmich!“

„Wiejo?“ Heinrich blieb so erschrockt stehen, daß seine Hinterläufer ihm auf die Haden traten und er vorwärts stolperte. „Wiejo?“

„Fauler Zauber!“

„Pot ja selber nigli!“ schrie der Küfer mit dröhrendem Lachen. „Du, die kenn' ich.“

„So? So?? Wüßt Ihr's, gewiß?“

„Ob!“ Der Schneider machte ein verächtliches Gesicht. „Ich war schon gestern bei ihr. Daßt: eh' Dir die anderen zuvorkommen. — Kurz und gut: Gott soll's mir lohnen, hat sie gesagt. Mir und den andern, denen er noch was schuldig ist. Aber sie wär' selber arm.“

„Innerhört!“ Heinrich packte seine beiden Nebenmänner am Stockarmel. „Der Mann war ja ein Hochstapler!“

„Seele von Mensch,“ parodierte der Küfer.

„Erlaube mal,“ schrie der Kaufmann höchsttonen Gesichts, „wenn einer Medizinalwein trinkt und keinen Pfennig hat! . . . Ein Betrüger war's, habt Ihr mich verstanden?“ Er fuchtelte mit den Händen umher und erzählte der weiteren Umgebung seinen Steinfall.

„Halt!“ Der Präses hob wieder mit einem Stück den Säbel. Die Musit schwieg. Die Kompanie stand vor dem Vereinslokal. „Kameraden! Bevor wir ausseitandergehen, haben wir noch die moralische Pflicht zu erfüllen, einen Trauerschoppen zu Ehren unseres verstorbenen Kameraden zu leeren. Das Geld zu einer Vierteltonne ist von dem Toten deponiert. Vorwärts, marsch!“

Die Musit spielte: „Crambambuli, das ist der Titel . . .“

Kaufmann Heinrich standte die Blüte zum Himmel: „Innerhört!“ Der Schneider schüttelte den Kopf.

Und der Barbier wischte sich die Augen und sagte gerührt: „Ein anständiger Kerl war's doch!“

Röntgenstrahlen und Pflanzenwachstum. Neben dem Einfluß der Röntgenstrahlen auf die Keimreifen Samen und das Wachstum von Pflanzen hat Max Koernicke Versuche angestellt. (Berichte d. bot. Gesellschaft 1904, Band XXII.) Es ergab sich, daß die Röntgenstrahlen hemmend auf das Wachstum einwirken. Zunächst allerdings hielt die Bestrahlung das Wachstum nicht auf, sondern schien es sogar zu beschleunigen, ähnlich wie nach leichten Verletzungen und anderen Störungen die Pflanze. Allmählich wächst. Gest einige Zeit nach der Bestrahlung tritt die Hemmung im Wachstum ein. Sie erfolgt jedoch nicht innerer in derselben Zeit und erreicht nicht bei allen Pflanzen dieselbe Intensität. Manche Gewächse, wie der Stroh, erfuhrn durch die Bestrahlung keine merkbliche Beeinträchtigung in ihrem Wachstum. Bei anderen Pflanzen dagegen ist die Hemmung in der Entwicklung eine dauernde, wenn sie lange genug der Einwirkung der Röntgenstrahlen ausgesetzt werden. Hält die Bestrahlung jedoch nur kurze Zeit an, so fängt die Pflanze nach einiger Zeit von neuem an zu wachsen. Die Hemmung von Samen, selbst wenn diese bereits gequollen waren, beeinflußte auch die starke Bestrahlung nicht aufzuheben. Doch trat dann später in der Entwicklung der Samlinge ein Stillstand ein.

Dieselbe Forscher untersuchte auch den Einfluß der Radiumstrahlen auf das Wachstum der Pflanzen. Hier war das Ergebnis genau dasselbe wie bei den Röntgenstrahlen. Zunächst entwickelten sich auch hier die bestrahlten Pflanzen und Pflanzenreste weiter, um nach einiger Zeit ihr Wachstum plötzlich einzustellen. Die zum Stillstand gelangten Gewächse sind indes keineswegs tot, ihre Zellen sind noch lebenskräftig. Es ist darum wohl möglich, daß sie nach längerer Zeit von neuem wieder zu wachsen beginnen. Doch konnte diese Frage bisher noch nicht entschieden werden. Jedermann müssen bei der Einwirkung durch Radiumstrahlen die pflanzlichen Gewebe, ebenso wie dies für die tierischen festgestellt worden ist, Eigentümlichkeiten erhalten, welche während langer Zeit im latenten Zustande verharren können, um sich in dem Zeitpunkte zu offenbaren, wo die Aktivität der Gewebe wächst.

Auch auf Schwammipilze und Bakterien diente Max Koernicke seine Versuche aus. Die Schwammipilze zeigten bei der Einwirkung der Radiumstrahlen anormale Keimungsformen, auch bildeten sie keine Sporeenträger aus. Indes waren die Pilze durch die Bestrahlung keineswegs getötet. Denn wenn sie auf einen frischen Nährboden gebracht wurden, so entwickelten sie sich dort normal und gingen auch zur Fruchtbildung über. Beuchtkräuter, die den Radiumstrahlen ausgesetzt wurden, verloren nach einiger Zeit ihre Leuchtkraft. Aber auch sie waren nicht für immer in ihrer Funktion geschwächt. Wurden sie auf frischen Nährboden übertragen, so entwickelten sie sich ganz normal weiter und begannen von neuem zu leuchten. So wirken denn die neuen Strahlen, wenn auch nicht direkt tödlich, doch sehr hemmend auf die Entwicklung der Pflanzen. —

Bewegliche Bürste zum Flaschenreinigen. Die großen Schwierigkeiten, welche mit einem wirklich gründlichen Reinigen der Flaschen verbunden sind, haben schon verschiedene Vorrichtungen für diesen Zweck gezeigt, ohne daß aber bisher ein wirklich allen Ansprüchen genügender Apparat zu jenseits gekommen wäre. Deshalb verdient eine neue Einrichtung Beachtung, die in dem Stiele eine dreizackige Axt aufweist, welche wieder mit einem Schnellenzahn in Verbindung steht. Diese Flaschenreinigungs-Vorrichtung, die unten eine entsprechend gestaltete Bürste trägt, wird nun im geraden Zustande in die Flasche gesteckt. Dreht man jetzt das Schnellenzahn, so stellt sich die Bürste schräg ein; man hat es in der Hand, die Stellung der eigentlichen Reinigungs-Vorrichtung den Flaschenwandungen in jeder Weise anzupassen. Mit diesem Apparat kann man auch genügend aufdrücken, um Ablagerungen in den Flaschen zu entfernen. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!